

Leseprobe aus:

Klaus Harpprecht

Die Gräfin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Marion Dönhoff war keine Freundin der Superlative. Die bedeutendste Journalistin unter den Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts? Sie war es, und womöglich wusste sie es. Aber sie hätte mit dem Anflug eines Lächelns protestiert, wäre sie laut- hals von einem pathetisch-professoralen Laudator oder einem der öligen politischen Schmeichler als solche gepriesen worden. Nicht undenkbar, dass ihr kleines Lächeln zugleich jenes sichere Selbst- gefühl angedeutet hätte, das sie in der Regel einer ruhigen Disziplin unterwarf. Es nährte sich nicht aus ihrer Herkunft, sondern aus ihrer Leistung. Aus dem, was sie aus ihrem und mit ihrem Leben gemacht hat.

Den Adel nahm sie als Gegebenheit – wie andere ihr bürgerliches Erbe. Aristokratisches «Standesbewusstsein» im traditionellen Ver- ständnis war an Besitz, den Dienst am Staat, den Dienst unter Waffen gebunden, in Preußen womöglich mehr noch als anderswo. Nichts davon bestimmte ihre Existenz nach der Flucht im eisigen Winter 1945.

Der Besitz war verloren, wie sie es schon in den Jahren des her- aufziehenden Krieges vorausgesehen hatte. Der Staat Preußen, unter dem Nazi-Regime missbraucht und in seiner Substanz tief versehrt, war zerbrochen. Die Waffen, zwölf Jahre lang das Vernich-

tungsinstrument einer verkommenen Obrigkeit, waren zerschlagen. Ohnedies war sie eine kritische Preußin. Im Glanz der militärischen Glorie des mächtigen Kunststaates sonnte sie sich nicht. In dem Kernwort des schweigsamen Feldherrn Helmuth von Moltke (der nicht aus Preußen, sondern aus Mecklenburg stammte, zunächst der dänischen Krone verdingt) fand sie sich wieder: «Mehr sein als scheinen.»

Der Wunsch nach beiläufiger Unscheinbarkeit prägte ihren Stil, den ihres Alltags, oft auch den ihrer besten Artikel und der eindrucksvollsten Passagen ihrer Bücher. Sie hätte es gehasst, über ihre Verhältnisse zu leben oder zu schreiben. Solange sie reich war – und das war sie als junge Frau im alten Ostpreußen, wenngleich in komplizierter Bindung an die Großfamilie und in der strengen Begrenzung der Fideikommiss-Verfassung des Besitzes –, saß ihr das Geld keineswegs locker. Überdies wäre es ihr nicht eingefallen, den Reichtum zur Schau zu tragen. Der einzige Luxus, den sie niemals verbarg: ihre geliebten Automobile, mit denen sie sich schon in ihren Studentenjahren vergnügte, als alle Welt, die Professoren nicht ausgenommen, zu Fuß ging oder sich des Fahrrads bediente. Von der Passion für die eleganten Sportwagen wollte sie bis ins hohe Alter nicht lassen. Im Übrigen nutzte sie das gute Geld, das sie in den letzten Jahrzehnten ihres Daseins verdiente, für ihre Stiftung und für die Hilfe, die sie armen Teufeln, entlassenen Strafgefangenen, sozialen Institutionen, dann und wann auch jungen Verwandten zukommen ließ, in diskreter Stille, versteht sich. Die karitativ-soziale Verpflichtung mochte der ausgeprägteste preußisch-protestantische Zug ihres Wesens sein.

Sie rühmte sich später auch nicht der Armut, die sie nach 1945 mit Tausenden ihrer Standesgenossen und Millionen ihrer Landsleute geteilt hat. In der Welt der Trümmer, des Hungers, einer Existenz am Rande der nackten Not richtete sie sich mit derselben Selbstverständlichkeit ein wie vordem in der Welt der Schlösser. Niemand hörte sie klagen. Niemals führte sie das bestandene Elend vor

(nicht einmal aus pädagogischen Gründen). In welcher Lage auch immer – sie hat, was die eigene Person anging, zwei angelsächsische Generaltugenden sozusagen auf deutsch gelebt: *understatement* und *stiff upper lip*. Auf altpreußisch: Bescheidenheit und Haltung.

Sie war, daran ist nicht zu zweifeln, eine der großen Frauen des vergangenen Jahrhunderts, das ihr langes Leben völlig umspannt hat: vom Vorabend der Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs (um mit ihrem Freund George F. Kennan zu reden) über die Wirrnisse des Staates von Weimar hinweg zum «Zivilisationsbruch» des nazistischen Deutschland und des Zweiten Weltkriegs, über die Spaltung des Kontinents im Kalten Krieg, die Etablierung der zweiten Demokratie im Staat von Bonn bis zur Befreiung Europas und der Vereinigung der Deutschen. Sie war Zeugin der entsetzlichen und mörderischsten Epoche der Menschheitsgeschichte (in Deutschland, in der Sowjetunion und, über die Jahrhundertmitte hinaus, in China). Sie wurde, in der zweiten Hälfte ihres Daseins und des Jahrhunderts, Zeugin einer Epoche des Friedens, des generellen Wohlstands und eines Regiments der Vernunft, wie sie Europa nie zuvor gekannt hatte. Wenige ihrer Zeitgenossen haben die beiden Jahrhunderthälften in solch klarer Bewusstheit, solch ausgeprägter Gewissenhaftigkeit, so offen und zugleich so treu gegen sich selber durchgemessen. Das machte sie, ob sie es wusste oder nicht, noch zu ihren Lebzeiten zur Legende – ohne Aura, versteht sich, die sie niemals geduldet hätte. Die Kontinuität ist vielleicht das entscheidende Element der Größe, die ihr bescheinigt wird. Man darf von einem großen Leben sprechen. Von einem Leben, das ihr erlaubte – zumal in der Freiheit des Friedens nach dem Zweiten Weltkrieg –, bei ihren Reisen in die Metropolen und die entlegensten Winkel des Erdkreises seine Fülle, seine Farben, seinen Reichtum mit unersättlicher Neugier in sich aufzunehmen. Und sie war unermüdlich unterwegs. Auch die immer wache Neugier weist ins Große.

Zeugin des Jahrhunderts. Keine passive, sondern eine stets engagierte. Keine Chronistin, die in kühler Entrücktheit über das Trei-

ben der Menschheit und vor allem ihres schwierigen Volkes Buch geführt hätte. Sie lebte vielmehr jede politische und soziale Entscheidung mit: nicht nur in Deutschland, sondern gleichermaßen in den Vereinigten Staaten oder in Südafrika. Sie registrierte nicht nur. Sie nahm teil.

Wenn es notwendig war, als handelnde Zeugin. Kaum jemand hat sich mit ähnlicher Verve ins Zeug gelegt, um Osteuropa, zumal Polen (und damit ihre ostpreußische Heimat), für den Prozess des Friedens, der Versöhnung und der Entwicklung gemeinsamer Interessen zu öffnen. Marion Dönhoff gehörte zu den ersten Deutschen, die den Mut fanden, den Verlust der Heimat vor aller Welt als ein unabänderliches Faktum zu bestätigen. Freilich, noch über das Ende der Ära Adenauer hinaus bestand sie darauf, dass eine endgültige Grenzziehung nur in unmittelbarer Verhandlung zwischen Polen und Deutschen vereinbart werden könne, das aber hieß: nach der Wiedervereinigung.

Die Anerkennung der Grenze durch den anderen, den kommunistischen deutschen Staat war nicht viel wert, nicht für die Polen, nicht für die Deutschen. Doch Marion Dönhoff täuschte sich niemals darüber hinweg, dass schmerzhaftes Opfer gebracht werden mussten. Als sich das Dritte Reich in den Zweiten Weltkrieg stürzte, vom deutschen Diktator gewollt und provoziert, war sie gewiss, dass dies das Ende des deutschen Ostpreußens sein werde. Dennoch, der Abschied von den Regionen jenseits der Oder und Neiße kam sie bitter an. Doch als der sozialdemokratische Kanzler im Dezember 1970 nach Warschau aufbrach, hatte sie ihre politische, ihre moralische, ihre emotionale Entscheidung getroffen. Freilich brachte sie es nicht übers Herz, der Einladung Willy Brandts in die polnische Hauptstadt zu folgen, um beim Akt des Verzichtes gegenwärtig zu sein. Indes, sie erlaubte keinen Zweifel, dass sie sich ins Unvermeidliche gefügt hatte, voller Trauer, aber unmissverständlich und klar.

In jenen Jahren schlug ihr eine Welle des Hasses aus manchen

verhangenen Seelen unter den Schicksalsgenossen entgegen, die von Verzicht und der Endgültigkeit des Verlustes nichts wissen wollten; die es auch nicht zu kümmern schien, dass jedes revisionistische Signal aus Deutschland die Einigung Europas sabotiert, die Bundesrepublik isoliert, die Sowjetunion und mit ihr die DDR gestärkt, die Liquidierung des Kalten Krieges verhindert hätte. Marion Dönhoff wiederholte unbeirrt, dass der Verzicht die unabänderliche Voraussetzung für eine friedliche und produktive Koexistenz mit den Nachbarn im Osten sei (und es noch immer ist). Wäre die Furcht vor einem deutschen Revanchismus nicht durch die Ostpolitik Willy Brandts, die Einsicht Marion Dönhoffs und ihrer Freunde gezähmt worden (die zunächst nur eine Avantgarde waren), hätte sich mit ihnen nicht die Mehrheit der Deutschen, am Ende selbst die Mehrheit der Vertriebenen und Flüchtlinge dem Gebot der Vernunft gebeugt: Dann hätte Polen wohl kaum die Kraft zur Selbstbefreiung gefunden. Die Angst vor den Deutschen war eine der eisernen Klammern, die das sowjetische Imperium in Osteuropa so lange zusammenhielten. Als die Furcht gebannt war, brauchte man den Großen Bruder nicht länger. Der Prozess der Verständigung kann, Gott sei Dank, durch Rückfälle in nationalistische Ressentiments und provokante Selbstüberschätzung nicht mehr aufgehalten und schon gar nicht zurückgeschraubt werden, weder jenseits noch diesseits der Oder.

In gewisser Hinsicht wurde Marion Dönhoff durch die schmerzliche «Anerkennung der Realitäten» ihre Heimat wiedergeschenkt, wenigstens in den polnischen Regionen Ostpreußens. Bei ihren Reisen ins Land ihrer jungen Jahre wurde sie von den neuen, den polnischen Bürgern der Heimat herzlich empfangen, und es wurde – eine seltene Ehre – noch zu ihren Lebzeiten eine Schule nach ihr benannt. Das hätte sie sich 1945 und noch lange danach nicht träumen lassen. Die Polen, die ihre Freunde wurden, zögern in der Tat keinen Augenblick, sie eine der großen Frauen des Jahrhunderts zu nennen.

Freilich, wenn wir gefragt werden, was am Ende die Größe dieses ungewöhnlichen (und doch im besten Sinn so alltäglich «normalen») Menschen bei genauer Prüfung ausgemacht hat, bieten sich keine lapidaren Antworten und keine «griffigen Formulierungen» an. Die Tapferkeit des Opfers allein genügt als Erklärung kaum. Genialität nach gängigen Begriffen war Marion Dönhoff nicht beschieden. Sie kann, bei allem Respekt, kaum als eine Denkerin von bezwingender Schärfe oder mitreißender Originalität gerühmt werden. Zum anderen: Ihr Verstand funktionierte mit ungewöhnlicher Klarheit, in der Regel rational (wie es frühere Generationen einer Frau kaum zugetraut hätten), oft – und womöglich allzu sehr – mit bestechender Logik.

Dennoch kann nicht behauptet werden, dass ihr Urteil stets untrüglich sicher gewesen sei. Sie hatte oft recht – zum Beispiel in ihrem Kampf gegen den Apartheid-Terror in Südafrika –, und manchmal täuschte sie sich gründlich (gottlob, hätte sie wohl selber gesagt): siehe ihr Bild von einer halbwegs stabilen und lebensfähigen DDR noch wenige Jahre vor dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes (ein Irrtum, den sie mit vielen ihrer Zeitgenossen teilte, von Willy Brandt über Helmut Kohl bis zu Franz Josef Strauß, den Analytikern des Bundesnachrichtendienstes und der CIA oder dem Autor dieser Zeilen, der zugleich seine Antipathie gegen die bornierte Enge und die klirrende Militarisierung des ostdeutschen Regimes, samt den Uniformen der Wehrmacht, niemals zu verbergen vermochte).

Nein, anders als die meisten ihrer Landsleute und vor allem ihrer Berufsgenossen bestand Marion Dönhoff nicht darauf, immer und überall recht gehabt zu haben – das zeichnete sie aus. Selbstgerechtigkeit betrachtete sie als eine Gefährdung der Persönlichkeit, nicht nur bei anderen. Vielleicht war es diese Sensibilität, durch die sie die bedeutenden Köpfe, denen sie auf den Kreuzfahrten ihres Lebens begegnet ist (es waren viele), mit so wachen Instinkten wahrnahm: «echte» Charaktere, die «sich nicht vom Zeitgeist oder von

Werbeagenturen stilisieren» ließen, wie sie im Vorwort der Porträt-Sammlung unter dem spröden Titel «Menschen, die wissen, worum es geht» geschrieben hat: Männer (nein, keine Frauen in der Kollektion), die «keine Konzessionen an Publikum, Mode, Karriere» machen.

Vielleicht hätte sie nicht gern konzediert, dass sie sich zum anderen nicht immer als eine Menschenkennerin von untrüglichen Instinkten erwiesen hat. Sie misstraute jeder billigen Popularität, auch einer unkritischen Beziehung zur Macht. Dennoch versagte sie sich der Magie und der Attraktivität der Mächtigen nicht immer: siehe ihre Freundschaft mit Henry Kissinger, dessen Fragwürdigkeiten sie in Kauf nahm (ohne sie zu billigen). Gegen Täuschungen und Enttäuschungen, zumal im professionellen Umkreis, war sie nicht gefeit. Manchmal sanken die Hoffnungen, die sie auf diesen oder jenen prominenten Mitarbeiter gesetzt hatte, jäh in sich zusammen, meist zu Recht, von Zeit zu Zeit auch zu rasch. Gelegentlich beobachteten die Engvertrauten voller Staunen, dass sie die wunderlichsten und schrägsten Charaktere in ihrer Nähe geduldet, ja, dass sie ihnen erlaubt hat, mit ihrer Freundschaft zu prunken. Allerdings wussten die wichtigen Partner auf den langen Wegen ihres Daseins stets, ob im Beruf oder in ihrer privaten Welt, dass auf sie Verlass war.

Die Autorin Marion Dönhoff schrieb in der Regel klar, übersichtlich, ohne Schnörkel – sozusagen geradeaus und dennoch flexibel genug, um der Komplexität der Probleme gerecht zu werden. Es kann ihr nicht nachgesagt werden, dass sie zu der Handvoll brillanter Stilisten gezählt hätte, die im Journalismus deutscher Sprache ihr Wesen trieben, auch nicht zu den Artisten im eigenen Blatt. Selten glänzten ihre Artikel durch frappierende Wendungen, durch die Geschliffenheit der Formulierung, durch Witz, Elan, die sensible Musikalität der Schreibmelodie – wie sie in ihrer engsten Nachbarschaft der Redaktionsgenosse und Vorgänger am Schreibtisch des Chefs Josef Müller-Marein in seinen Reportagen so bewunderungs-

würdig bewies: ein Freund und Partner, der durch seine handwerkliche Sicherheit und seine planende Phantasie die «Zeit» als jenes Blatt von Rang geformt hat, aus dem sich unter ihrer Leitung eine Wochenzeitung von europäischer, ja weltweiter Geltung entwickeln konnte. Erst recht war die irisierende Virtuosität der literarisch ambitionierten Herren vom Feuilleton nicht ihre Sache (sondern eher eine Herausforderung ihres Missmuts).

Aber die Unmittelbarkeit der Sprache zum Beispiel in ihrem Bericht aus Bordeaux über den Prozess gegen die Mörder von Oradour im Januar 1953 – sie bezwingt, sie erschüttert jeden halbwegs empfindsamen Leser noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Publikation. In den poetischen Schilderungen der heimatlichen Landschaft konnte ihr so ruhig-nüchterner, manchmal auch karger Stil eine bewegende Schönheit gewinnen. Ihre Worte schienen sich immer von neuem aufzuschwingen, wenn die Erinnerung an Ostpreußen wach wurde: so, wenn sie die Weiden und Wälder am Ufer des Potomac-Stromes nicht weit von der amerikanischen Hauptstadt beschrieb, die sich zu Füßen des klassizistisch schlichten und doch so anmutigen Landschlösschens von George Washington darboten. In ihren politischen Analysen hingegen befreiten sich ihre Sätze selten aus der Zucht ein wenig grauer Alltäglichkeit. Genialisch (und berüchtigt) war freilich ihr Umgang mit der Interpunktion: eine Schwäche, über die sie sich vor allem selber amüsierte.

Der Hauch einer universellen Neugier (und Bildung), die den Journalismus bis in die späten Jahre der alten «Frankfurter Zeitung» so verführerisch machte (nur an Friedrich Sieburg zu denken), war ihr nicht völlig fremd: Sie bewunderte und respektierte jene Weite des Talents, die bei den Korrespondenten der Blätter von jenem Rang voraussetzte, dass sie mit gleicher Sachkenntnis über die Politik, die sozialen Probleme, die Kunst und die Ereignisse der Literatur zu berichten wussten (ausgenommen die Wirtschaft, für die in der Regel Experten bemüht wurden). Doch sie wagte sich

schreibend nur selten auf fremdes Terrain, auf dem sie sich nicht so sicher fühlte wie in den Feldern der Politik oder der sozialen Prozesse.

Marion Dönhoff las keineswegs nur politische, soziologische, historische Bücher. Es gab Erzählungen und Gedichte, die ihr Herz berührten. Die Welt der Klassik, die sie sich als junges Mädchen erschlossen hatte, blieb ihr – im Unterschied zu der entschlossenen Traditionsferne der Protestgeneration – zeit ihrer Tage nahe. Aber es kam ihr so gut wie nie in den Sinn, ein belletristisches Buch zu rezensieren. Für gewöhnlich hielt sie sich dem Feuilleton fern: eine eher exotische Landschaft, von zu vielen schillernden Halbgenies, eitlen Egozentrikern, windigen Schaumschlägern und weltverlorenen Traumtäncern bevölkert. Vielleicht blieb ihr auch darum Frankreich, lange Jahrzehnte der Garten Eden für die Feuilletonisten, immer ein wenig fern.

In der Sprache des Nachbarn kannte sie sich nicht so schlecht aus, und sie unternahm noch als erwachsene Frau manch rührende Anstrengung, ihr Französisch zu verbessern. Kein Zweifel: Das Englische meisterte sie müheloser, das gesprochene wie das geschriebene (obwohl ihr in den Briefen immer wieder die hübschesten kleinen Fehler unterliefen). Die Sprache Winston Churchills und Franklin D. Roosevelts war sozusagen ihre zweite Haut, und die angelsächsische Gesellschaft wurde ihr im Fortgang der Jahrzehnte von Grund auf vertraut. In den Vereinigten Staaten wie in Großbritannien tauchte sie mit selbstverständlicher Sicherheit in die Welt der Elite ein. Die Atlantische Allianz, um es robust und vielleicht allzu simpel zu sagen, war ihr am Ende wichtiger als die Europäische Union.

Natürlich betrachtete sie die Einigung Europas als ein Gebot der Vernunft, ja der historischen Notwendigkeit, und natürlich verstand sie sehr wohl, dass die deutsch-französische Versöhnung und Kooperation der Kern der europäischen Integration sei. Dennoch fürchtete sie eine westeuropäische, sozusagen spät-karolingische Selbstgenügsamkeit. Sie kreierte es Konrad Adenauer lange an,

dass er sich nicht spätestens im Herbst 1956 – als die Polen den Nationalkommunisten Gomułka gegen den Willen Moskaus zum Parteichef beriefen – zu einer aktiven Ost-Politik entschließen konnte; besser, er hätte schon 1953 – nach genauer Prüfung der Stalin-Note des Vorjahres mit ihrem Angebot einer Wiedervereinigung um den Preis der Neutralisierung – das Gespräch mit den wacheren Köpfen im östlichen Europa, womöglich auch in der DDR, gesucht, um der Hoffnung auf die Vereinigung Deutschlands wenigstens einen Türspalt zu öffnen. Charles de Gaulle, der den greisen deutschen Kanzler mit solch klugem Kalkül (und zugleich so herzlich) in der Kathedrale von Reims umarmte, konnte sie die Zurückweisung Großbritanniens nicht verzeihen: Einen «schwarzen Tag der Geschichte» nannte sie den 14. Januar 1963, an dem der General sein unumstößliches Veto gegen die Aufnahme Englands in die Europäische Gemeinschaft verkündet hatte. Fragte sie sich später, ob de Gaulles Nachfolger Pompidou und Bundeskanzler Willy Brandt, die Großbritannien das Tor zum Kontinent geöffnet hatten, damit nicht zugleich die Hoffnung auf eine europäische Föderation preisgaben, da es voraussehbar war, dass die Verantwortlichen in London, gleichviel welcher Couleur, die Autorität supranationaler Institutionen blockieren, den schwierigen Prozess der Integration immer wieder aufhalten, im schlimmsten Fall paralysieren würden?

Die «Atlantikerin» Marion Dönhoff konnte Charles de Gaulle überdies den Rückzug Frankreichs aus den militärischen Strukturen der NATO und sein Aufbegehren gegen die Hegemonie der Vereinigten Staaten nicht vergeben. Der Hauch eines Schattens auf ihrem Bild von Frankreich löste sich auch nach dem Rücktritt des Generals nicht auf. Amerika war ihr wichtiger, und es blieb ihrem Herzen näher. Umso bitterer kam sie in der Neige ihres Lebens die politische und moralische Degeneration der Vereinigten Staaten unter dem Regiment des töricht-bornierten Präsidenten Bush junior an: Er repräsentierte nicht das Amerika, das sie liebte.

Ihr Grundverhältnis zu den Partnern der Bundesrepublik

Deutschland lässt sich in einer Metapher beschreiben: Nach der Ostsee wurde der Atlantik Marion Dönhoffs «mare nostrum» (den übrigens Thomas Mann in seinen fragwürdig-nationalistischen «Betrachtungen eines Unpolitischen» hellseherisch als das Mittelmeer der Moderne entdeckt hat). Mit Italien freilich verband sie eine schöne Gewöhnung. Die Mentalität der Menschen des Südens, an die ihre deutschen Landsleute seit eh und je ihr Herz verloren hatten (wenn sie nicht gerade mordend in ihre Dörfer einfielen oder ihre Bürger zur Zwangsarbeit deportierten), wurde ihr durch die allsommerlichen Aufenthalte im Ferienhaus der Familie auf Ischia im Gang der Jahrzehnte vertraut. In Forio überließ sie sich, wenn denn irgendwo, gelegentlich dem *dolce far niente*, sofern nicht die Präsenz der geliebten Schwester Yvonne, manchmal der Brüder, oft der Nichten und Neffen und vieler Freunde, die kamen und gingen, ihre tätige Aufmerksamkeit verlangte. Für gewöhnlich schleppte sie auch einen kleinen Berg der Pflichtlektüre mit – oder sie schrieb Artikel, die sie lange schuldig geblieben war, manchmal auch Stücke, die eine gewisse Entspanntheit voraussetzten; oder sie brachte ein Buch zu Ende, das ihr – und ihrer Gemeinde – am Herzen lag.

In Wahrheit hätte sie ein Leben ohne Arbeit nicht ertragen. In ihrem Gemüt war nicht nur das sprichwörtliche protestantische Arbeitsethos am Werk – oder doch bloß als eines der (unbewussten) Motive, die ihr befahlen, nach Papier und Stift zu greifen. Sie war, es wurde gesagt, keine geniale Autorin, aber das Schreiben war ihre Form des Lebens: Ich schreibe, hätte sie sagen können, also bin ich. Sie war, auch das wurde angedeutet, keine Denkerin der abstrakten Aufschwünge, aber sie fühlte sich im Kreise von Philosophen und Historikern eher zu Haus als in den Zaubergärten oder den Zirkusarenen der Literaten. Es drängte sie nicht allzu heftig, sich einen poetischen Reim auf die geschehende Geschichte zu machen, aber sie sah die Probleme unserer Welt gern auf Formeln gebracht, die ihrer Rationalität entsprachen. Ihrem Gemüt waren die Empfindungen der Romantik nicht fremd – aber in Wahrheit darf sie eine

späte Tochter der Aufklärung genannt werden. Als Botschafterin der Aufklärung in einem – während der ersten, der finsternen Hälfte des Jahrhunderts – so schrecklich verdunkelten Land empfand sie sich gewiss – und zu Recht.

Ihre Religiosität entzog sich festumrissenen Vorstellungen oder Ritualen (wie die Gespräche mit dem Großneffen Friedrich am Vorabend ihres Todes zeigen). Die protestantische Prägung der Kindheit bestimmte ihre Haltung. Aus Protest gegen das Regime war sie wenige Jahre nach Hitlers «Machtübernahme» Mitglied der Bekennenden Kirche geworden. Sie hieß hernach die Annäherung der beiden großen Kirchen, die sich im Widerstand vorbereitet hatte, von Herzen gut, auch ihre politische Integration in der Christlich-Demokratischen Union, die Deutschland die Fortsetzung der politisch-konfessionellen Zerklüftung unseligen Andenkens erspart hat. Orthodoxien und dogmatische Weisungen freilich erkannte sie für sich selber nicht an. Vielleicht wird ihre Glaubenswelt durch den altmodischen Begriff des «Kulturchristentums» halbwegs adäquat beschrieben.

Ihr geliebter ältester Bruder Heinrich hatte auf den Vorsitz des Familienverbandes und die treuhänderische Verwaltung des Erbes verzichten müssen, weil er eine Katholikin geheiratet hat: So forderten es die Statuten, die Marion Dönhoff nicht in Frage stellte. Sie war ein freier Geist. Die Studienjahre, ihre ausgedehnten Reisen, eine gewisse Lust am Abenteuer (die freilich niemals ins Kraut schoss), ihr gesellschaftlich unbeengter Umgang mit Menschen der unterschiedlichsten Sphären, ihr mitunter nahezu sorgloses Verhältnis zu den Konventionen bewiesen das Verlangen nach innerer und äußerer Freiheit deutlich genug. Dennoch fügte sie sich ohne Aufbegehren der Pflicht, die partielle Verwaltung des Familienbesitzes zu übernehmen, als sich in der Vorahnung des Zweiten Weltkriegs und seiner Heimsuchungen die Notwendigkeit ihres Engagements ergab. Sie hätte sich lieber einer wissenschaftlichen Aufgabe oder einer produktiven geistigen Arbeit gewidmet.